

Die Welt des Dazwischens
von Nava Ebrahimi

Eröffnungsrede zur Ausstellung OHNE BEKENNTNIS ZUR VIELFALT WIRD KEINE
GESELLSCHAFT ZU MACHEN SEIN – Guerilla der Aufklärung

Diese Eröffnungsrede zu halten ist für mich ein äußerst ambivalenter Akt. Hieße es nicht andauernd, man müsse sich regelmäßig fordern, hätte ich die Einladung vermutlich abgelehnt. Aus mehreren Gründen.

Es fängt damit an, dass ich es nicht gewöhnt bin, zu reden.

Mich in den Mittelpunkt zu stellen und die Stimme zu erheben, geht gänzlich gegen das, was ich mir seit frühester Kindheit antrainiert habe;

bescheiden, dankbar, unkompliziert, gefällig sein.

Bloß keine Umstände bereiten.

Keine Angriffsfläche bieten.

Auf keinen Fall zu lange allein im hinteren, uneinsichtigen Teil des Spielwarenladens aufhalten.

Keinen Koffer im Zugabteil platzieren und dann gleich auf die Toilette verschwinden.

Aber unbedingt den Genitiv verwenden, am besten binnen zwanzig Sekunden;

„Ja, hallo, hier ist Nava Ebrahimi, ich rufe wegen *des* Praktikums an.“

Von der Mehrheitsgesellschaft etwas einzufordern, und seien es nur fünfzehn Minuten

Aufmerksamkeit, fühlt sich für mich an wie ein Akt der Gewalt. Ich verlange einen Raum, der mir eigentlich nicht zusteht.

Ich habe ziemlich lange gebraucht, um diese Mechanismen zu verstehen.

Dass ich als Ausländerin – ich bin mit dem Wort noch aufgewachsen – in Deutschland großgeworden bin, hat meine Persönlichkeit geprägt. Ich internalisierte den Rassismus und lebte auf diese Weise lange in dem Glauben, Rassismus beträfe mich nicht. Ich wollte kein Opfer sein, das passte nicht zu meinem Selbstbild.

Stattdessen opferte ich mich lieber selbst ein wenig.

Und erhielt dafür viel Anerkennung.

„Sie sprechen ja hervorragend Deutsch!“.

„Die Perser sind immer so gut integriert.“

„Türken und Araber werden einfach niemals so gut Deutsch lernen können wie Sie, da ist irgendwas anders in der Gehirnstruktur (Zitat eines deutschen Botschafters)“

„So schöne dunkle Augen, so schöne dunkle Locken!“. Danke, aber trotzdem wäre ich lieber blond

und blauäugig.

Diesen Wunsch äußerte vor wenigen Tagen auch mein siebenjähriger Sohn.

„Blond sein ist cooler“, sagt er. Seit meiner Kindheit scheint sich nicht viel geändert zu haben.

Ich erzähle das, um zu zeigen, wie vielfältig Rassismus in Erscheinung tritt. Und was „gut integriert“ am Ende oft heißt. Oder nicht heißt. „Gleichwertig“ heißt es nicht. Methoden wie Ethnic Profiling machen ganz offenbar, was Neoliberale und wohlmeinende Christdemokraten nicht wahrhaben wollen:

Nicht *nur* die Leistung zählt und *nicht jeder* kann es schaffen.

Ich habe diese Mechanismen einigermaßen durchblickt, aber dennoch und immer noch fühlt es sich für mich ein wenig an wie ein Akt der Gewalt, dass ich hier stehe und mir den Raum nehme, um zu sprechen. Ich spüre einen inneren Widerstand. Eigentlich möchte ich das gar nicht; vor Ihnen stehen und eine Rede halten.

Weitere Umstände bereiten mir Probleme.

Machen diese Rede zur Herausforderung für mich. Hermann Broch formulierte es vor mehreren Jahrzehnten so:

„Die schöne Zuversicht, dass Menschen einander durch das Wort, durch Wort und Sprache überzeugen könnten, ist radikal verloren gegangen; parlare hat einen schlechten Sinn erhalten.“

Ich habe den Schriftsteller und Essayisten Hermann Broch erst kürzlich entdeckt. Sie kennen ihn vielleicht schon. Er wurde als Sohn eines jüdischen Textilfabrikanten in Wien geboren und floh vor den Nazis in die USA.

Die Masse, schreibt er, verachte das Wort zwar, dennoch sei die ganze Welt voller Stimmen, „wirr wie das Gewirr in einem schlechtfunktionierenden Lautsprecher, einander überschreiend.“ Aus diesem „Tohuwabohu von Sprache, von Meinungen“ hörte der Autor den „fürchterlichen Lärm der Stummheit“ heraus, „der den Mord begleitet.“

Er schrieb das 1934. Vermutlich stellt es auch Ihnen die Nackenhaare auf, wenn Zitate aus jener Zeit sich so aktuell wie die Wettervorhersage anfühlen.

Ich habe ebenfalls ein Misstrauen gegenüber dem Wort entwickelt.

Nie, so kommt mir vor, wurde so viel geschrieben, gesagt, interviewt, gebloggt, kommentiert, gepodcastet, monologisiert, gemansplint, podiumsdiskutiert, getalkt. Doch paradoxerweise werden

die Gräben immer tiefer. Die „Wir“ scheinen immer weiter auseinanderzudriften und an den Bruchstellen entstehen Klüfte, wie es auch im Programm des DRAMA|TIK|ER|INNEN|FEST|IVALs heißt, das derzeit unter dem Thema „WIR?“ In Graz läuft.

Wir erreichen einander immer seltener mit unseren Botschaften. Beziehungsweise erreichen uns nur noch unsere eigenen Botschaften. Aber unsere Botschaften sind kaum noch wirksam in dem Sinne, dass sie andere Menschen mit anderen Botschaften zum Nachdenken animieren und vice versa. Etwa dazu animieren, die eigene Sichtweise in Frage zu stellen.

Allein die Tatsache, dass Sie sich an einem Freitagabend an diesen Ort begeben, lässt erahnen, dass wir in grundsätzlichen gesellschaftlichen und politischen Fragen übereinstimmen.

Was kann ich Ihnen sagen, was Sie nicht ohnehin schon wissen? Wie kann diese Rede irgendetwas auslösen, außer, dass Sie sich bestätigt fühlen?

Eine klassische Rede wider den Rassismus, wider Abschottung und der rechten Identitätspolitik und für Vielfalt, Offenheit und einen menschlichen Umgang mit Hilfesuchenden braucht es hier nicht. Es käme mir vor wie eben jenes Parlare. Wir parlieren, versichern uns gegenseitig, auf der richtigen Seite zu stehen und erzeugen damit ein „Ihr“, das auf der falschen Seite steht. Und währenddessen geht das Morden im Jemen oder das Sterben auf dem Mittelmeer mit Broch gesprochen in aller Stummheit weiter. Nachdem europäische Politiker die Seenotrettung von Migranten unter Strafe stellen, bemühen sie sich nicht einmal mehr so zu tun, als wären die Ertrinkenden uns gleichwertig. Und eine breite europäische Öffentlichkeit akzeptiert das;

Menschen sind eben doch nicht gleich und die Würde mancher Menschen, je nachdem, wo sie geboren wurden, ist mit den Füßen tretbar. Und damit das wichtigste Erbe der Aufklärung. Auch wir haben ein Stück weit gelernt, damit zu leben. Wir sind Teil der Strukturen, die wir kritisieren.

Das frustriert mich.

Und alles, was ich vor dem Hintergrund dieser Ereignisse sagen kann, erscheint mir mindestens nutzlos, manchmal sogar heuchlerisch. Eigentlich möchte ich gar nichts mehr dazu sagen. Wenn ich nicht bereit bin, morgen früh mein Leben zu verkaufen, ein Rettungsschiff zu erwerben und in See zu stechen, dann möchte ich einfach schweigen.

Schweigen, aber schreiben.

Genau die Dinge, die es mir erschweren, eine Rede zu halten, drängen mich dazu, mich literarisch auszudrücken.

So nehme ich mir im Stillen, an meinem Schreibtisch sitzend, klammheimlich den Raum, den ich mir sonst nicht zugestehe.

In der postkolonialen Literaturwissenschaft existiert der schöne Ausdruck „writing back“: zurückschreiben statt zurückreden, so deute ich es für mich.

Ich nehme mir den Raum und suche, geschützt vom Tohuwabohu öffentlicher und spaltender Debatten, nach dem Dazwischen, nach dem Verbindenden.

Das ist für mich die Literatur: die Welt des Dazwischens.

Weder Deutsche noch Iranerin habe ich früh begonnen, mich im Dazwischen wohnlich einzurichten. Dort, wo es kein „Wir“ und kein „Ihr“ gibt. Dafür aber alles andere: ehebrechende Musliminnen, gutgläubige Kriegsveteranen, vaterlose Patriarchen, mülltrennende Migrantinnen, intolerante Flüchtlinge und ja, denkbar sind hier sogar gesprächsbereite FPÖ-Wählerinnen.

Stets das Dazwischen zu suchen halte ich für eine der dringlichsten Aufgaben heute. François Jullien, ein französischer Philosoph und Sinologe, nennt das „ex-istieren“.

Also das zu tun, was das Verb wortwörtlich ausdrückt: sich außerhalb zu stellen.

Das „Wir“, das auch immer ausschließend ist, zu verlassen.

Von diesem Außen heraus das Gespräch zu suchen, zuzuhören, die Position des anderen in den eigenen Horizont zu integrieren.

Den anderen nicht als Feind, sondern nach Chantal Mouffe als Gegner zu betrachten, der mir dabei hilft, die eigenen Argumente immer wieder zu überprüfen.

Zwischen Mensch und Meinung zu unterscheiden und sich auch selbst nicht mit seiner Meinung zu identifizieren.

Eine Haltung haben, ja: die Haltung im Dialog zu wahren Überzeugungen zu gelangen.

Und im Dazwischen Gemeinsames zu entdecken.

Ich weiß, dass das manchmal sehr schwer fallen kann.

Mir fällt es besonders schwer, etwa mit Rassisten zu reden, obwohl ich mich selbst manchmal beim Rassistischsein erwische.

Aufgrund meiner eigenen Biografie werde ich bei diesem Thema sehr schnell emotional, weil ich bei diesem Thema eben noch nicht zwischen Mensch und Meinung unterscheiden kann.

Und natürlich endet die Möglichkeit eines Dialogs dort, wo Verachtung anfängt.

Laura de Weck, eine Schweizer Autorin, erzählt in einem Interview, sie habe nach einer Lesung mit einem Sexisten debattieren müssen, weil sie für das Recht auf Väterkarenz in der Schweiz plädiert hatte. Es sei ihr schwergefallen, weil der Mann sehr grenzwertige Ansichten vertrat. Am Ende sagte

er zu ihr: „Sie denken schlecht, aber sie sind ein guter Mensch.“

Im Extremfall ist das schon ein Erfolg. Ein wenig Kitt für unsere auseinanderdriftenden Gesellschaften.

Und bis zu diesem Punkt, bis zur Frauen bzw. Menschenverachtung liegt ein weites Feld an Haltungen, Meinungen, Wertvorstellungen, Lebensstilen, Sorgen und Nöten.

So schreibt Jullien sehr schön, dass einzig diese Möglichkeit, die Vielfalt des Menschlichen zu verstehen, das Menschliche ausmacht.

Zum Abschluss dieser Ausstellungsreihe „Guerilla der Aufklärung“ möchte ich jetzt noch eine Brücke zur Aufklärung schlagen. Weil ich so oft höre, die islamische Welt brauche dringend ebenjene:

Die Aufklärung hat das westliche Denken daraufhin gelenkt,
zu differenzieren,
zu klassifizieren,
das Wesen von etwas und Unterschiede herauszuarbeiten.

Etwas ist das *Eine* oder etwas ist das *Andere*. Das Dazwischen ist in diesem Sinne nicht existent. Kulturen hat die Aufklärung auf diese Weise fixiert und voneinander isoliert, so formuliert es Jullien, der als Sinologe mit den ganz anderen Konzepten der chinesischen Philosophie vertraut ist. Auf dieser Illusion in sich geschlossener kultureller Identitäten satteln die Rechten heute auf.

Im Iran hieß es immer bei unseren Familienfeiern, dass sich diejenigen, die sich anfangs am heftigsten gegen das Tanzen wehren, am Ende gar nicht mehr von der Tanzfläche zu kriegen sind. Das erinnert mich an mich. Erst ziere ich mich, zu reden und dann mache ich mich über die Aufklärung her.

Verzeihen Sie mir. So meine ich das nicht. Aufklärung ist super. Aber in Sachen Übergänge und Ambiguitäten, also das, was unsere Welt heute ausmacht, kennt sich der Osten besser aus.

Rede von Nava Ebrahimi, gehalten anlässlich der Ausstellungseröffnung am 14. Juni 2019.

Die Schriftstellerin Nava Ebrahimi wurde 1987 geboren. Sie lebt und arbeitet in Graz.